

«In Deutschland konkurrieren zwei gegensätzliche Schweiz-Bilder»

Ein Gespräch mit dem Historiker Volker Reinhardt

Der Historiker und Renaissance-Spezialist Volker Reinhardt stammt wie der deutsche Finanzminister Peer Steinbrück aus Norddeutschland, ist aber auch Wahlschweizer. Er lehrt an der Universität Freiburg allgemeine und Schweizer Geschichte der Neuzeit. Der kulturelle Grenzgänger analysiert hier die deutsch-schweizerische Polemik.

Man hat den Eindruck, der deutsche Finanzminister Steinbrück verfolge mit seiner Polemik an die Adresse der Schweiz eine Strategie, die nur zum Teil mit der Schweiz zu tun hat. Stimmt dieser Eindruck?

Professor Volker Reinhardt: In der Tat, diese Polemik scheint mir eine Selbstinszenierung zu sein, in welcher der Regisseur auch der Hauptdarsteller ist. Sie wirkt wie ein Rollenspiel mit historischer Dimension, das aber am Ende teilweise aus der Kontrolle geraten ist.

Hat diese Selbstdarstellung nicht auch mit dem deutschen Wahlkampf zu tun?

Natürlich. Die Steinbrück-Polemik ist vor allem an die eigene Partei gerichtet, an jene Parteigänger, die den Finanzminister als nicht genügend sozialdemokratisch eingefärbt betrachten. Steinbrück hat ein «Stallgeruch-Defizit», einen Populismus-Nachholbedarf, den er mit seiner Schweiz-Polemik wettmachen wollte. Indem er sich bei den SPD-Wählern als Kämpfer gegen die okkulten Finanzplatz-Machenschaften der Schweiz profilierte, wollte er sein Image als gemässigter Finanzminister vergessen machen. Was ihm wohl auch gelungen ist.

Ist diese Polemik also nur «Mache»? Oder entspricht sie doch einer weitverbreiteten Stimmung in Deutschland?

Das negative Schweiz-Bild, das Peer Steinbrück transportiert, findet in Deutschland durchaus ein gewisses Echo. Und zwar nicht nur bei SPD-Wählern.

Das negative Bild verdrängt das positive
Heisst dies, dass viele Deutsche die Schweiz in der Tat vor allem negativ sehen?

Eigentlich gibt es zwei sich konkurrenzierende Schweiz-Bilder. Das eine, positiv besetzte Bild ist das von der «Schweiz als dem besseren Deutschland». Die Deutschen sehen in der Schweiz ein Rückzugsgebiet typisch deutscher Tugenden:



Volker Reinhardt

Tüchtigkeit, Biederkeit, Bürgersinn usw. Insofern ist ihr Schweiz-Bild auch ein Eigenbild, das sich aus einer Art verzweifelnder Nostalgie nährt. Man sieht im Nachbarland das eigene, nicht mehr eingelöste Ideal.

Und die Kehrseite?

Es gibt ein anderes, negatives Bild: die

Schweiz als das Land, wo afrikanische Kleptokraten und andere schummrige Gestalten ihr Vermögen deponieren. Natürlich wird dieses Schweiz-Bild auch von Ressentiments und Neid alimentiert. Es soll die Tatsache verständlich und akzeptabel machen, dass ein als kulturell nicht ganz ebenbürtig betrachtetes Land ökonomisch erfolgreicher sein kann. Die Schweiz wird als vergiftetes Paradies gesehen, nach dem Motto: «Wenn ein Volk so erfolgreich ist, muss etwas faul daran sein.»

Wirtschaftskrise und Identität

Ist denn dieses Klischee neu?

Nicht neu; aber es gewinnt an Terrain und verdrängt – besonders seit 1968 – zunehmend das andere, positive. Auch ist das negative Schweiz-Bild nicht auf die Linken oder auf die Norddeutschen beschränkt, da darf man sich keine Illusionen machen. Es kann übrigens auch mit augenzwinkernder Komplizität einhergehen: «Ihr seid cleverer als wir. Eigentlich müssten wir es doch auch so machen.»

Dass diese negative Schweiz-Sicht heute so verbreitet ist, hat also auch mit der Situation Deutschlands zu tun. Verstehe ich Sie recht?

Es hat natürlich auch mit der wirtschaftlichen Situation der Deutschen und mit der deutschen Identitätskrise zu tun. Das Selbstwertgefühl der Deutschen war bis vor kurzem geprägt durch den Stolz auf die deutsche Tüchtigkeit, die deutsche Wirtschaft, Technik und Wissenschaft, nicht zuletzt symbolisiert durch die D-Mark und die Autoindustrie. Von diesem Selbstbewusstsein, diesem Vertrauen in den «deutschen Tüchtigkeitsvorsprung», ist heute erschreckend wenig übrig geblieben.

Und dies nagt an der kollektiven Identität?

Richtig. Und führt dazu, dass Feindbilder unter anderem gegenüber der Schweiz kultiviert werden, gemäss dem Prinzip: «Das kann doch nicht sein, dass jemand tüchtiger ist als wir.» Die Schweizer werden einer heimtückischen Vorteilserschleichung verdächtigt.

Unterschiedliches Verhältnis zur Sprache

Bernard Shaw hat einmal gesagt, Briten und Iren seien durch eine gemeinsame Sprache getrennt. Kann man dies nicht auch von den Deutschen und den (Deutsch-)Schweizern sagen?

Klar, die Polemik hat auch mit einem unterschiedlichen Verhältnis zur Sprache zu tun. Steinbrück mit seiner Holzhammer-Rhetorik ist der hart artikulierende Norddeutsche, der gern die Sprache als Mittel der Enthüllung einsetzt und der sich ein bisschen mit Luthers «Hier steh ich, ich kann nicht anders» positioniert.

Während der Deutschschweizer lieber eine vorsichtige, gleichsam verschleiernde Sprache gebraucht?

Das Sprachverständnis der Deutschschweizer ist aus der Landsgemeinde heraus gewachsen; es ist auf Persuasion und Konsens ausgerichtet. Steinbrücks auftrumpfender Sprachgebrauch kommt deshalb in der deutschen Schweiz schlecht an. Die Deutschschweizer haben das Gefühl, hier werde ihre gewachsene Tradition, ihr Recht zum eigenen Weg, in typisch deutschem Befehlston in Frage gestellt. Dieser Kasernenton weckt aber bei vielen Schweizern Urängste, was aber auch mit einer gewissen sprachlichen Unsicherheit und dem ambivalenten Verhältnis der Schweizer ge-

Ein deutscher Schweiz-Historiker

C. Bi. Volker Reinhardt wurde 1954 in Rendsburg (Schleswig-Holstein) geboren. Nach dem Studium der Fächer Geschichte und Französisch folgten die Promotion und die Habilitation zu Themen der italienischen Geschichte. Seit 1992 ist Reinhardt Professor an der Universität Freiburg i. Ü. Bekannt ist er unter anderem als Autor einer «Geschichte der Schweiz» und einer neulich publizierten Studie über Calvin und die «Tyrannei der Tugend» (beide im Beck-Verlag, München, erschienen). Weitere Buchpublikationen aus letzter Zeit: Blutiger Karneval. Der Sacco di Roma – eine politische Katastrophe (Darmstadt 2009); Geld und Freunde – Wie die Medici die Macht in Florenz eroberten (Darmstadt 2009).

genüber dem Hochdeutschen zu tun hat. Der Deutschschweizer hegt oft einen Komplex des Sprachdefizits – übrigens oft unberechtigterweise –, eine Angst, dem Spiel der Macht nicht gewachsen zu sein.

Und die Schweizer Abwehrreaktionen werden noch durch die Tatsache verstärkt, dass der deutsche Finanzminister ein Nordlicht ist?

Ich meine schon. Ich habe an der Universität Freiburg selbst erlebt, dass die norddeutsche Art des Artikulierens in der Schweiz zuerst auf ein gewisses Befremden stossen kann, das sich dann allerdings ausräumen lässt – im Gegensatz zur süddeutschen Art, die ein Gefühl der alemannischen Vertrautheit weckt.

Anderes Staatsverständnis

Vielleicht hängt die Polemik auch mit einem unterschiedlichen Staatsverständnis zusammen?

Sicher. Das deutsche Staatsverständnis ist vom Duodezfürstentum und vom Obrigkeitsstaat, das schweizerische vom patriarchalisch-paternalistischen Staat und vom genossenschaftlichen Element geprägt. Der Staat spielt für die Deutschen eine Rolle, die er in der Schweiz nicht hat. Man räumt ihm in Deutschland Rechte ein, die in der Schweiz auf Ablehnung stossen. Treu und Glauben spielt in der Schweiz eine wichtige Rolle, was auch in einem unterschiedlichen Verhältnis zur Steuerbehörde zum Ausdruck kommt.

Sie lehren an einer zweisprachigen Universität, in einer an der Sprachgrenze gelegenen Stadt. Wie erleben Sie die Haltung der Romands zum deutsch-schweizerischen Knatsch? Ich habe das Gefühl, die Romands seien in dieser Sache distanzierter, gelassener.

Die Identität der Deutschen und jene der (Deutsch-)Schweizer haben neben dem Trennenden auch viel Gemeinsames: Werte wie Tüchtigkeit, Präzision usw. sind beiden wichtig. Aber dieses Gemeinsame, wie auch die sprachliche und geografische Nähe, verstärkt noch das Abgrenzungsbedürfnis. Bei den Romands ist es anders. Hier ist der Barbaren-Topos noch sehr stark: Steinbrück wird als typischer Vertreter der ungeschlachten Deutschen angesehen, als Idealtyp des «hässlichen Deutschen». In der französischen Kultur wird Affektkontrolle mit Sprachkontrolle gleichgesetzt und deshalb sprachliches Berserkertum nicht goutiert. Aber wegen der grösseren Distanz zu Deutschland ist das Abgrenzungsbedürfnis hier nicht so gross.

Interview: C. Bi.